

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 102 (1976)
Heft: 38

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

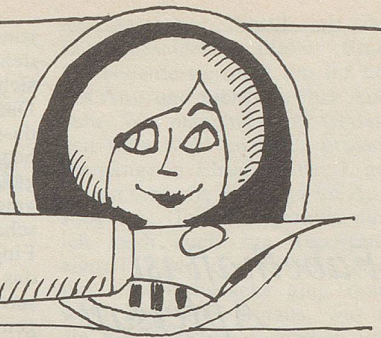
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Werbung, aber wer zahlt da?

Ich habe nicht das geringste gegen Werbung einzuwenden. Frisch gewagt ist halb gewonnen. Aber man hat doch eigentlich immer den Eindruck, dass, wer da in Werbung macht, finanziell ein bisschen zu seiner Sache kommen sollte für seine Bemühungen.

Ist das wirklich immer der Fall?

Ich habe mir die Frage in den letzten Jahren immer öfter und eindrücklicher gestellt, und sie scheint mir in letzter Zeit immer fragwürdiger.

Da gab es also früher, besonders in den angelsächsischen Ländern, aber auch auf dem Kontinent, Männer, die durch die Strassen zogen. Nun, das gibt es heute vielleicht mehr als je, aber es ist nicht dasselbe.

Die von früher zogen nur vereinzelt dahin, schon weil das wirksamer ist, und die Wirksamkeit bestand darin, dass zwei Bret-

ter, die an einer Stange befestigt waren, dem Träger über den Kopf hinaus ragten.

Auf den Brettern stand: «Kaufen Sie Ihre Möbel bei Frommer. Billig, solid und elegant.» Oder: «Kennen Sie unsere Marmelade? Eine bessere finden Sie nicht!», oder: «Unsere Konfektion hält den Vergleich mit jeder Massarbeit aus, und das zum halben Preis!», oder auch sonst etwas, für das im Moment geworben wurde, wie man die Werbung damals eben auffasste.

Die Männer, die die Stangen so durch den Tag weg trugen, wurden natürlich bezahlt. Man nannte sie «Sandwich-Männer», weil sie sozusagen zwischen zwei Brettern eingeklemmt, ihrer Wege wanderten. Ich kann mir vorstellen, dass die Bezahlung nicht gerade fürstlich war.

Und dann hat sich eines Tages alles geändert. Aus den Sandwich-Männern wurden Sandwich-Frauen. Da gehen nun zahllose Leute – wie gesagt meist weiblichen Geschlechts – durch die Strassen unserer Städte und tragen vollbeladene Plastic- oder Papier-

säcke am Arm – oder auch an beiden Armen. Und auf diesen Säcken steht, meist auf beiden Seiten, gross und fettgedruckt, der Name des Warenhauses oder des Geschäfts, dem der Sack entstammt.

So ziehn wir heute durch die Strassen – denn nur ein paar Unterprivilegierte haben ja immer noch – Rezession hin oder her – kein Auto, in dem sie ihre Einkäufe verstauen können. Die andern aber tragen recht auffällig als Reklame die Tasche der Firma, bei der sie eingekauft haben.

Nun, die Sandwich-Männer fasten das Ganze ja auch als ein Gewerbe auf.

Was aber bekommen die, welche die neuere Art der Reklame durch die Stadt schleppen?

Nichts.

Und nicht nur nichts, sondern sie müssen für die Reklame, die sie da für die Verkäufer machen, erst noch bezahlen. So zwanzig bis dreissig Rappen für die Tasche.

Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Bethli

Das Service des N. O. Scarpi

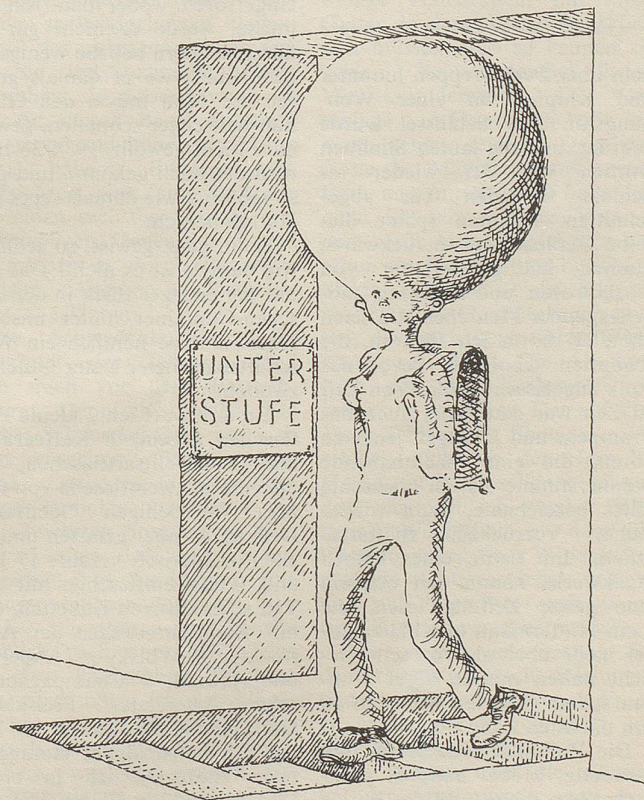
In der Nummer 32 schrieb N. O. Scarpi – nicht auf der Frauenseite zwar – über eine Mobiliarliquidation, an der er ein Service ergattern wollte. Da es ihm an Beharrungsvermögen und Stosskraft fehlte, brachen seine Liquidationsgelüste in einem «kläglichen Rückzug» zusammen, wie er meinte. Ich kann ihn aber kompetent trösten. Mit vier Stunden Vorsprung ist er auf die gleichen Erkenntnisse und gleichviele Services gekommen wie ich.

Das Vergnügen, an Liquidationen teilzunehmen, habe ich mir bisher immer versagt aus Besorgnis, meinen lasterfreundlichen Charakter in unnötige Versuchungen zu stürzen. Als aber in meinem Leibblatt die Liquidation eines «gepflegten Haushaltes» angekündigt und Einzelstücke besonders aufgeführt wurden, hielt mich nichts mehr. Ich hatte plötzlich ein unstillbares Verlangen, mir einen bestimmten Band der «Kunstdenkmäler der Schweiz» nur auf diese Art zu verschaffen. Ich begann die Sache genau gleich wie N. O. Scarpi und traf eine Viertelstunde vor angekündigter Eröffnung auf eine breite Schlange,

die sich vom vierten bis in den ersten Stock aufgestaut hatte.

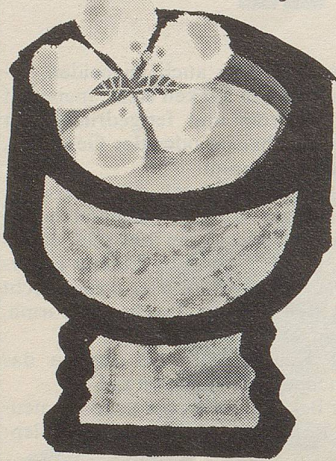
Auf den ersten Blick musste man mir die blutige Anfängerin ansehen: Ich hatte nicht einmal etwas zu lesen bei mir. Glücklicherweise drang durch das spärliche Gemurmel im Treppenhaus etwa aus dem dritten Stock, eine gut verständliche Frauenstimme, die irgendwem von all ihren bisher im Leben getätigten Liquidationskäufen erzählte und mit Louis Quinze und Seize nur so um sich schlug. Die Schlange wälzte sich mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von sieben Minuten pro Treppenstufe aufwärts. Zwar gab es auch einen Lift, denn es war ein Hochhaus, und einige waren natürlich gescheiter als alle andern und probierten ihn unauffällig zu benutzen, aber alle kamen nach einigen Sekunden ebenso unauffällig wieder unten an.

Dann gab es noch eine dritte Kategorie von Interessenten. Die kamen zu zweit oder zu dritt mit dröhnendem Gerede und Gelächter hereingestürmt, eilten auf den Lift zu und nahmen überhaupt keine Notiz davon, dass da irgendwer im Treppenhaus stand. Darauf hörte man oben die Lifttür klappen, eiliges Tram-



Schon die Unterstufe erfordert übergewichtige Köpfe

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

peln über zwei Treppen hinunter und Klopfen an einer Wohnungstür. Ein Schlüssel wurde gedreht, und die lauten Stimmen wurden von der wieder ins Schloss fallenden Tür abgeschnitten. Minuten später dieselbe Geräuschkulisse rückwärts, diesmal häufig begleitet von Obachtrufen und Aechzen möbeltragender Menschen. Da seien Händler, hörte ich flüstern, die schöpften schon ab, bevor das Volk zugelassen werde. Von Zeit zu Zeit war dann aber auch das Trampeln und Drängen jener zu hören, die eine machthabende Männerstimme als «di nöchschte Zäh» bezeichnete, dann wieder Ruhe, Vorrücken, Blätterrascheln. Im Laufe eines halben Stockwerks konnte ich bequem eine ganze Zeitung lesen, die mein Hintermann aus Platzmangel mehr über als vor sein Gesicht halten musste. Drei Stunden später gehörten wir auch zu den nächsten Zehn.

Die Wohnung war schön und geräumig. Möbel hatte es praktisch keine mehr, und das übrige war zum grossen Teil mit Tüchern zugedeckt. Als ich die

rund zwanzig Bände «Kunstdenkmäler» unter einem Tuch sichtete, schoss eine besorgte Dame herbei und erklärte mir, dass die schon verkauft seien. Sie begriff meinen Wunsch nicht ganz, nachsehen zu dürfen, ob «mein» Band dabei war, und schaute mir argwöhnisch auf die Finger. Er war nicht dabei, und das erleichterte mich sehr. Ausserdem sah ich bei dieser Gelegenheit, dass nur alle Bände en bloc abgegeben wurden und zu welchem Preis, und das erleichterte mich noch vollends.

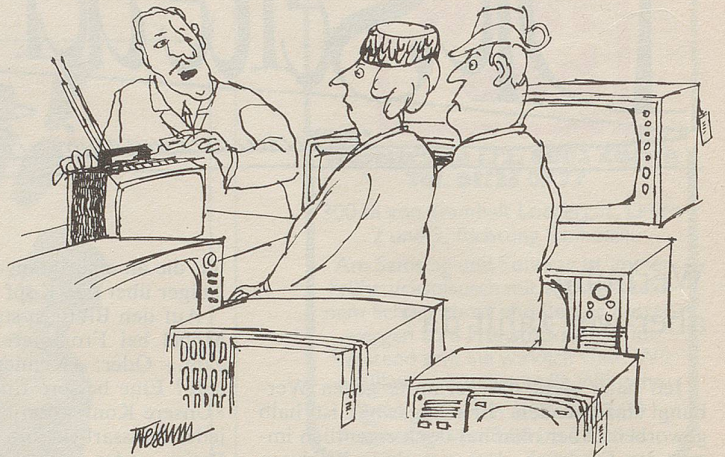
Ich blies also ebenfalls Rückzug, keineswegs kläglich, sondern gutgelaunt ob meiner Langmut. Um nicht mit ganz leeren Händen abzuziehen, kaufte ich «Knaurs Konzertführer» für einen Fünfliber. Die Tatsache, dass ich eine Stunde später auf unserem Büchergestell zu Hause die gleiche Ausgabe entdeckte, gibt der Geschichte nur noch den passenden Schluss. *uh*

Die Rezession im Container

Schlecht, sehr schlecht ginge es uns, sagen wir mit sorgenvoll gefurchter Stirn. Diese unheilvolle Rezession! Der 15jährige Sprössling, im April schulentlassen, noch immer ohne Lehrstelle, obschon das Herbstlaub schon bald wieder... Primarschüler hätten nun einmal so gut wie keine Chancen gegenüber den Sekundarschülern. Und der eigene Lohn seit bald zwei Jahren auch eingefroren, wobei man froh sein müsse, werde er nicht gar gekürzt, sondern beliebe wenigstens zu bleiben, wo er damals gewesen sei. Man müsse den Gürtel nun halt enger schnallen, gewollt oder nicht gewollt, 1934/36 hätte man das auch gekonnt, und ganz so schlimm wie damals sei es jetzt gottlob ja nicht.

Nein, ganz gewiss, so schlimm wie damals ist es nicht! Das sagt mir ein einziger Blick in den Flaschen-Container hinter unserem Haus. Der ist nämlich ein Wirtschaftsbarmeter erster Güte! Sie zweifeln?

Gestern warf ich 2 kleine Bierflaschen hinein, 1 Kaffeebrahm- und 3 Fruchtsaftflaschen, und die eine Rotweinflasche von meinem vorwöchigen Geburtstag. Drin unten aber grinsten und rochen prahlerisch herauf: 17 Rot- und Weissweinflaschen mit zum Teil so exklusiven Etiketten, dass mir allein ihretwegen der Atem stockte; 5 Whisky-, 7 Aperitif- und, jawohl, 9 Champagnerflaschen allererster Preisklasse. Ganz einfach so mitten im Jahr... Ein bescheidenes Honiggläschen entdeckte ich in einem Winkel, und ein Fläschchen, das einmal Wundbenzin enthalten hatte. Der Mensch lebt schliess-



«Wir können den Apparat nicht ins Haus schicken; es ist ein tragbares Gerät.»

lich nicht vom Champagner allein!

Ich bin wohl eine kleinkarierte Natur, die dem lieben Nachbarn nicht einmal den stärkenden Schluck aus der Flasche gönnt, den er beim so harten Lebenskampf braucht. Kann sein. Aber erst, wenn ich im Container mit der Aufschrift «Flaschen» nur noch Schwachstromflaschen sehe, fange ich an zu glauben, dass es uns schlecht geht. Bis dahin Prost!

Aber ich bin noch nicht am Ende. Als ich nämlich besagtem Container mein Gläsernes anvertraute, kam ein etwa achtjähriger Knirps daher und schmiss eine Süsstoffflasche hinter den meinen her. «Aber, aber», sagte ich, «das ist ja eine Depotflasche – dafür bekommst du im Laden fünfzig Rappen.» Sagte der Knirps mit unüberbietbarer Verächtlichkeit in der Stimme. «Wer geht schon in den Laden wegen fünfzig Rappen!»

Was sagte ich!

Sonja

Das kleine Budget

Alles ist relativ, auch das kleine Budget. Da lese ich in unserer grössten Frauenzeitschrift, die sich mit Vorliebe um unterdrückte Hühner kümmert:

«Echten Schmuck gibt es heute auch für das kleine Budget. Die Firma XY hat mit ihren Kreationen in Warenhäusern Einzug gehalten und zeigt, dass man hübsche Brillantringe (ca. Fr. 635.–), Armbänder und Diamantanhänger (ab Fr. 600.–) auch ohne dickes Bankkonto erstehen kann.»

Unter einem kleinen Budget habe ich mir etwas anderes vorgestellt, jedenfalls liegt in mei-

nem kleinen Budget und dem nicht dicken Bankkonto kein Schmuck für mehr als Fr. 600.– drin.

Es kommt aber noch besser in dieser Zeitung für Hühner: Da wird ein «traumhaftes Set» gezeigt: «Rötlich-Braunhaarigen steht es besonders gut, und auf sonnengebräunter und gut gepflegter Haut wirkt es doppelt», lese ich da. Und was kostet nun dieses traumhaft schöne Set? Gesamtpreis Fr. 54 280.–. Und das im Rezessionsjahr 1976.

Sind unsere Frauenblättli eigentlich für den Richard Burton oder den Schah von Persien und die Entwicklungsländer bestimmt? Auf jeden Fall nicht für uns Normalschweizerinnen mit kleinem Budget.

Originell müssen auch Mode-reportagen sein. Bei einem Rauschgift-Thriller hat sich der Modephotograph inspiriert. Das Mannequin, respektive die Täterin, versorgt gerade die Pistole in seiner «sportlichen Burberry-Kombination», während im Hintergrund das totgeschossene Opfer auf der Treppe liegt. Auf dem nächsten Bild «stürzt sich die Täterin in ein freches indigo-blaues Ensemble».

Ueber Geschmack lässt sich bekanntlich nicht streiten, vor allem nicht, wenn er überhaupt nicht vorhanden ist. *Hege*

Mein Astloch-Komplex

Als ich kürzlich wieder einmal in einer Umkleidekabine unseres Strandbades stand und mich, sorglos vor mich hinrallend, in mein Badekleid zwängte (es scheint mir jedes Jahr eine Nummer einzugehen!), da durchzuck-

te mich ein plötzlicher Schrecken. In panischer Angst raffte ich mein Badetuch auf und deckte damit meine Blösse. Bebebend stand ich einen Moment da und prüfte die Holzwände rings umher, um dann in ein erlösendes Gelächter auszubrechen. Er war also noch da, mein Astloch-Komplex, und hatte mich wieder einmal gründlich erwischt! Längst glaubte ich, mit ihm fertig geworden zu sein, doch irgendwo in einer geheimen Falte meines Unbewussten scheint er noch herumzuspuken, um sich bei passender Gelegenheit zu melden.

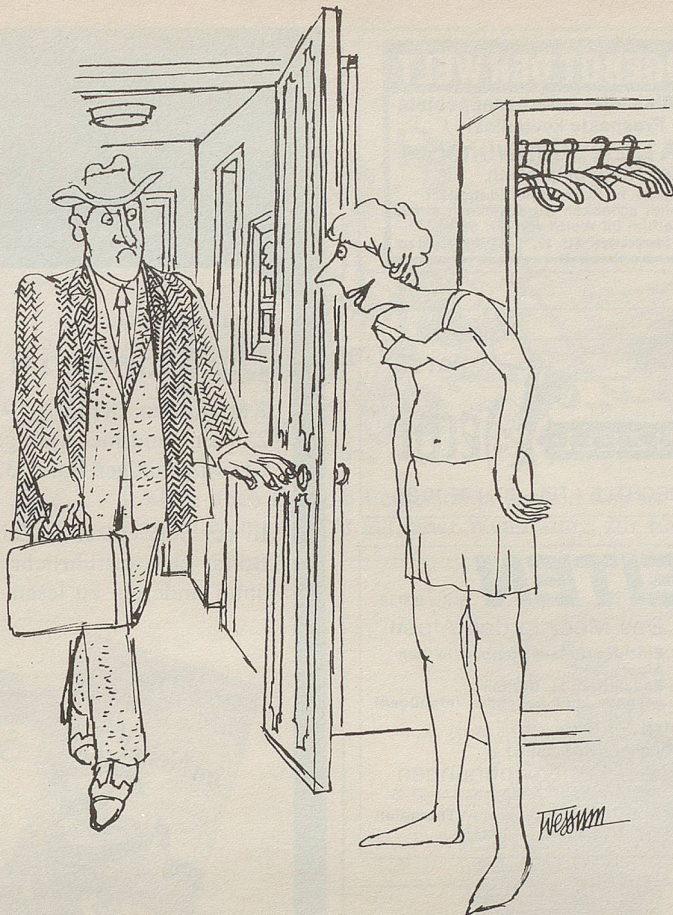
Geholt habe ich ihn mir damals als junges Mädchen am schönen Sandstrand von Ischia, als ich mich in einem glühend-heissen engen Strandhäuschen arglos umzog und plötzlich das peinliche Gefühl hatte, von irgendwem beobachtet zu werden. Zu meinem grossen Schrecken entdeckte ich neben mir in der Wand ein Auge, ein dunkles Menschaugenauge, das mich von draussen durch ein Astloch unverwandt anstarrte.

In wilder Panik hämmerte ich an die Wand, hielt das Loch zu und fand eine ganze Weile den Mut nicht mehr, hinaus unter die Menschen zu treten. Wem gehörte jenes Auge? Wer hatte mich so schamlos beobachtet? Jeder mir nachblickende Mann, sie haben dort unten ja alle dunkle Augen, wurde von mir verdächtigt.

Von nun an betrat ich nur noch ungern solche Holzkabinen: Ich hatte meinen Astloch-Komplex!

Wie andere Frauen unter ihr Bett zu blicken pflegen, bevor sie sich zur Ruhe legen, so untersuchte ich fortan Jahre lang alle Wände meiner jeweiligen Umkleieräume auf Löcher. Ich lernte die verschiedensten Methoden kennen, die da zur Anwendung kommen, von der simplen, mit dem Fingernagel oder Sackmesser verbreiterten Fuge über durchgestossene Astlöcher bis zum sauber mit dem Bohrer herausgearbeiteten Loch. Ich wurde auch Zeuge jenes endlosen, zähen Kampfes zwischen den Schwimmbad-Schreibern und dem gucklustigen Publikum: Kaum war die Saison vorbei, so stopften jene in geduldiger Kleinarbeit alle neuen Fugen und Löcher, wohlwissend, dass mit dem nächsten Sommer die Misere von vorne beginnt.

Jahre sind seither ins Land gezogen. Die Sitten wurden lockerer und auch die Badebekleidung ist auf das absolute Minimum zusammengeschrumpft. Und weil auch die Kinos bald an jeder Strassenecke grosszügig weibliches Anschauungsmaterial der Allgemeinheit zur Verfügung



«Ich muss neue Kleider haben; die alten habe ich eben auf den Kirchenbazar gegeben.»

stellen, so beschloss ich, meinen Astloch-Komplex allmählich abzubauen und zum alten Eisen zu werfen. Wer wollte denn noch mühsam im Halbdunkeln zu erspähen suchen, was man doch viel einfacher haben kann? So überlegte ich, und glaubte schon, die leidige Sache überwunden zu haben, bis sich denn eben mein Komplex kürzlich wieder meldete und ich, bebend wie einst und mit vorgehaltenem Badetuch, nach alter Gewohnheit die Wände jener Kabine absuchte.

Nun kommt die grosse Uebererraschung!

Sie waren ja noch da, die Fugen und herausgebohrten Löcher! Sie sind noch da wie einst, und das im Jahre 1976! Was wohl die modernen Moraltheoretiker dazu für eine Erklärung haben?

Lange lag ich in der Sonne und sann über die Moral im allgemeinen und die männliche Psyche im besonderen nach. Ob es wohl etwas mit den berühmten verbotenen Früchten zu tun hat? Oder liegt es etwa daran, dass es am Läßigen doch noch ein wenig anders ist als auf dem Papier oder auf der Leinwand?

Herausgeschaut hat bei meinem tiefschürfenden Philosophieren nicht viel. Nur ein Sonnenbrand.

Yvonne

Die fabelhaften Reporter

Tüchtig sind sie, diese Reporter der so heissgeliebten kleinen Heftli, das muss man ihnen lassen. Sie sind sozusagen höhere Menschen; sie müssen, wenn sie sich für diesen Beruf entscheiden, mehr und höherentwickelte Sinne haben: Röntgenaugen, Luchsohren, eine feine Spürnase und einen sechsten Sinn in den Fingerspitzen. Denen das abgeht, die müssen es durch Phantasie ersetzen. Anders ist manches nicht zu erklären.

Die Schwedenhochzeit, die «Hochzeit des Jahres», fand auch mich vor dem Fernsehapparat. Denn nicht wahr: Ein solches Schauspiel lässt man sich nicht entgehen. Grosse Menschen – seien es Geistes- oder titelgeschmückte Grössen – in ihren höchsten Stunden zu erleben, zu sehen, dass auch sie nur Menschen sind, das ist doch eine Genugtuung besonderer Art.

Aber wie andere gewöhnliche Sterbliche sah auch ich nichts von dem königlichen Taschentuch, noch hörte ich das hingehauchte «I love you». Aber das ist noch gar nichts im Vergleich zu dem, was ich neulich las. Brachte mir da eine Freundin, die meine Verehrung für die englische Königin Elisabeth kennt,

ein deutsches Blättli mit der Lebensgeschichte dieser Frau. Ich beneide sie nicht um ihr hohes Amt und nicht um ihre Aufgabe. Wie mancher ihrer Gedanken mag wohl zu ihrer grossen Vorgängerin Elisabeth der I. geflogen sein, die ihr Land im Aufstieg sah! (Ich sehe gerade, dass ich mich auch zur Reporterin eigne.) Aber der Bericht über ihre Hochzeitsnacht ging doch wohl über alles hinaus, was je ein Neuigkeitsjäger gesehen und gehört haben wollte! Was sie im trauten Gemach zu Philipp sagte, was sie an Zärtlichkeiten austauschten in tiefer Nacht – also, es muss so ein Reporter unter dem Bett gelegen haben oder es waren «Wanzen» eingebaut oder wie sonst noch könnte er es erfahren haben? Schamlose Königin, die ihre Hochzeitsnacht nicht diskreter organisierte, oder – noch schwärzerer Verdacht – sollte ein Reporter alles erfunden haben?

Emmi

Eine unbezahlte Arbeitskraft

Vor einigen Jahren schlug eine Wiener Zeitschrift vor, man solle den Ehefrauen ein Gehalt aussetzen. Seither war manchmal wieder die Rede davon, aber vorläufig ohne Resultat. Und doch ist die verheiratete Frau die einzige unbezahlte Arbeitskraft im Wirtschaftsleben. Sie muss die Kinder erziehen, den Haushalt führen, waschen, plätten, flicken, und das alles für Quartier und Nahrung. Es gibt zudem nicht wenige Hausfrauen, die ihren Gatten in deren Beruf behilflich sein müssen, und so kennen sie keinen Achtstundentag, keine Vierzigstundenwoche. Die Vorschläge zur Eheform habe ich nicht genau gelesen. Dass der Gatte den Mädchennamen seiner Frau annehmen kann, halte ich nicht für sehr wichtig. Von einem berühmten Beispiel habe ich schon im Nebenspalter berichtet; Maria Theresia ist die Stammutter eines Geschlechtes gewesen, das noch heute ihren Mädchennamen führt. Die Abschaffung des «Familienhaupts» ist jedenfalls wichtiger. Der auf den Tisch schlagende Ehemann, der erklärt: «Ich bin der Herr im Haus!» ist wohl seltener geworden, obgleich ich solche Fälle kenne. Wesentlich ist, dass die Ehefrau neben dem Wirtschaftsgeld ein richtiges Gehalt bezieht und sich irgendwie auch einige freie Stunden verschaffen kann.

Aber es gab viele Frauen, die das Frauenstimmrecht ablehnten, und so wird es leider auch Frauen geben, die keinen Wert auf die Eheform legen.

Da werden wohl die Männer bei der Abstimmung nach dem Rechten sehen müssen...

N. O. Scarpi